Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 40

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645587

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 40 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 2. Oktober 1937

Herbstlied

Von W. Adrian

Das Licht zerrinnt, das Jahr wird alt
Und still entschlummert jeder Baum.
Was hoch und golden glänzt im Wald,
Es sinkt zum Grund, ein bunter Schaum.

Der Knaben Augen staunen groß,
Und jedes Apfels Wange glüht,
Des Ackers treue Brust liegt bloß
Und eine letzte Blume blüht.

Ich bin nicht jung und bin nicht alt,
Ich schreit und rühr die Erde kaum.
Es faßt mich an wie Tod's Gewalt,
Und alles Wandern wird ein Traum.

Was stehn wir auf der Erde Rand?
Was will das große Himmelswehn?
Das heil'ge Laub, schon liegt's im Sand,
Gott selber muß zuletzt vergehn.

Das Licht zerrinnt, das Jahr wird alt,
In Nacht versinken Tier und Baum.
Ein weißer Nebel hängt im Wald,
Wie Gottes letzter Lebenstraum.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER

11

Was nun wohl das Mädchen damit tat?

Sie ließ ihre Arbeit; sie setzte sich auf den Dengelstein bei der Tür und blätterte; ja es schien sogar, daß sie lese. Sie gab es aber nach einem Weilchen wieder auf, heftete den Blick auf den Namen, erhob sich und legte das Werkchen mit einer sorgfältigen Bewegung, die ihre Achtung für den Fund bewies, auf den Stein. Wenn sie wohl auch nicht Deutsch verstand, hatte sie doch irgend eine Ahnung, daß in dem Buch geistige Werte enthalten seien.

Nun füllte sie ihren Korb vollends mit Heu auf, drängte aber nicht zum Heimwärtsgehen, sondern nahm den Goethe wieder zur Hand, der sie außerordentlich zu fesseln schien, setzte sich damit in die Alpenblumen, betrachtete ihn, legte ihn wieder weg, griff nach einem Handkörbchen, das sie bei ihrer Ankunft im Korb getragen hatte, bastelte an einem weißen Tüchlein und langte daraus einen Imbiß, wohl Butterbrot und Obst. Indem sie sich selber die kleine Mahlzeit lässig schmecken ließ, lockte sie den Schnauzer heran, der sich bettelnd auf die Hinterfüße stellte, und fütterte ihn.

„Um Gottes willen, schenkt mir ein wenig von dem Brot!" hätte Heinrich rufen mögen. „Ich habe hundertmal mehr Hunger als Ihr Hund!" Vielleicht hätte er gar nicht rufen können, so würgte ihn der Anblick des Brotes im Schlund. Aus Scham über seine Blöße aber regte er sich nicht.

Mädchen und Tier waren mit dem Imbiß zu Ende gekommen. Eine Zeitlang blickte sie sich ruhig in der sonnigen Seelandschaft um. Dann begann sie an der Halde vor der Hütte Blumen zu suchen, Soldanellen.

Wegen des Kopftuches hatte Heinrich das Gesicht des jungen Wesens noch nie recht sehen können; um so mehr gefielen ihm die Wohlgebautheit der Gestalt und die Anmut ihrer Bewegungen. Das war kein landläufiges Bauernmädchen!

Der Hund, der sich bis dahin in ihrer Nähe gehalten hatte, stöberte irgend einen Vogel auf. Flatternd und ängstlich schreiend, erhob sich die Wachtel oder das Wildhuhn in die Luft; umsonst suchte der aufbellende Schnauzer ihn zu haschen; aber es wurde nun sein Spiel und Vergnügen, daß er überall in Blumen und Gestein nach Vögeln suchte und sie auftrieb, oft ein halbes Dutzend auf einmal.

Unterdessen war das Mädchen mit Blumenpflücken zu Ende gekommen, legte den Strauß in das Handkörbchen, den gefundenen Goethe daneben, hob ihren wohl ziemlich schweren Tragkorb kräftig und gelenkig auf den Dengelstein, bückte sich, schlüpfte in die ledernen Bänder und stieg trotz der Last in aufrechter Haltung von der Hütte hinab auf den Weg.

Nun hatte Heinrich ihren vollen Anblick. Gott, das ist wohl die schöne Doia, von der Fenner gesprochen hat, schoß es ihm durch den Kopf.

Aus dem roten Tuch schaute ein italienisches, feinblühendes Gesicht, strahlten warme, dunkle Augen unter langen Wimpern; dazu besaß sie eine schmale, gerade Nase mit zarten Flügeln und erdbeerrote Lippen. Hatte sie in ihren Bewegungen noch etwas Jungmädchenhaftes, so mochte sie nach einer gewissen Reife des Gesichts doch schon zwanzig sein, vielleicht auch ein oder zwei Jahre darüber.

Nicht Vorfrühling, sondern Frühling, dachte Heinrich und ließ sie mit einem leisen Seufzer vorübergehen.

Da bemerkte er plötzlich den Hund in seiner Nähe. Das Tier bellte einem Bussard nach, der sich mit schwerem Flügelschlag niedrig über den See dahin schwebend der Verfolgung entzog. Nun sah der Schnauzer wohl den Unwert seiner Jagd ein und wollte nach seiner Herrin eilen, die schon etwa hundert Schritte auf dem Wiesenweg gegangen war. Sein Lauf führte ihn an der Felsenplatte vorbei; schon hatte er Heinrich um Leibeslänge hinter sich, da mußte er doch noch die Witterung des reglos Verharrenden bekommen haben; er wandte sich, schnupperte — und stand vor dem Liegenden. Einen Augenblick war das Tier über den Anblick eines nackten, fremden Menschen selber fassungslos; dann bellte und heulte er heftig empor, schwerer, nachdrücklicher als vorher beim Vogeltreiben; doch war er verständig genug, den Wehrlosen nicht anzugreifen.

Aus einiger Entfernung blickte sich das Mädchen nach dem Tier um — lockte, schalt es; aber der Hund wich nicht von der Stelle und heulte nur lauter, den Kopf hochgereckt, den Schweif gesenkt, in die Stille der Luft. Noch zögerte die junge Herrin, der Ursache seiner Aufregung nachzugehen; endlich stellte sie den Heukorb am Wegrand nieder und kam erst gleichmütig, dann langsamer und vorsichtig spähend gegen den Seerand und versuchte stets noch das Tier durch Zurufe „Bello, mio caro Bello" an sich zu locken. Der Hund aber heulte nur erbärmlicher in die große Stille.

Was sollte nun Heinrich tun, um dem jungen Wesen mit Schicklichkeit zu begegnen?

Er ließ sich von dem warmen Stein in den kalten See zurücksinken, der ihm wieder fast den Atem benahm, hielt sich mit den Händen am Felsen fest und ließ nur Kopf und Schultern aus der Flut ragen.

Da trat das Mädchen auf den Block und faßte das erregte Tier am Halsband, sah aber im Augenblick den Mann im Wasser noch nicht.

„Signorina", kam aus dem See die flehende Stimme Heinrichs.

Sie sah — eine Blutwelle des Schreckens stürzte ihr ins Gesicht — ein erstickter Schrei — sie floh, als hätte sie ein böses Wunder erlebt.

Der Schnauzer aber blieb und bellte auf den Flüchtling los.

In einiger Entfernung stand das Mädchen still, legte die Rechte auf das vor Schrecken pochende Herz, sammelte ihre Gedanken, rief nach den Bauersleuten, mit denen sie gekommen war; als aber jeder antwortende Ruf der nicht mehr Sichtbaren ausblieb, geriet sie rasch auf die Erwägung, daß ein Menschenleben in Gefahr stehe; mit jugendlicher Tapferkeit gerüstet erschien sie vor Heinrich, der sich eben wieder ins Wasser sinken ließ, und streckte ihm die Hand, um ihn aus dem See zu ziehen.

Er aber schüttelte den Kopf; sie merkte, daß er mit bloßem Leib im Wasser hing, erkannte in der Tiefe seinen Ranzen und erriet halb den Vorgang, der sich hier abgespielt hatte.

In seiner abenteuerlichen Lage fand er kein Wort Italienisch, um sich zu verständigen; heiser fragte er: „Sprechen Sie Deutsch?"

„Poco, poco — ein wenig", gab sie verlegen zurück.

„Um Gottes willen lassen Sie mich in Ihre Hütte gehen — ich sterbe vor Kälte!" stöhnte er.

Sie sann — sie begriff; in gebrochenem Deutsch sagte sie: „Ich gehe — ich komme wieder."

Als sie ihren Tragkorb erreicht hatte, ließ sie einen ermunternden Ruf hören, daß er nun seine Unterkunft suchen möge, und stand, als er, von dem weniger scharf bellenden Hund Bello begleitet, nach der Hürde hinkte, wie eine Bildsäule, das Gesicht gegen das Ende des Sees gewendet.

Es dauerte noch eine geraume Weile, bis sie nach dem im Heu Verkrochenen sehen kam, und sie tat es sehr vorsichtig. Obgleich die Türe des Stadels um eine Spalte offen stand, pochte sie an, und als er Antwort gab, fragte sie: „Sind Sie Signor Lansidel di Tübinga?" Sie sprach seinen Namen wie ein italienisches Wort. „Ich habe gefunden Ihr Buch. — Ihnen wieder geben!" versetzte sie mit tiefer, klarer Stimme.

„Ja, Heinrich Landsiedel aus Tübingen", kam es leise aus dem Heu.

Es schien ihr Vertrauen zu wecken, daß er der Besitzer des Gedichtbandes war. Sie schloß daraus wohl auf seine Bildung; sie öffnete die Tür etwas mehr, trat auf die Schwelle und lehnte an den Pfosten, so daß ihre stolze Gestalt für Heinrich, der den Kopf aus dem Heu hervorreckte, prächtig in die Umrisse trat. Er sah auch, daß an ihrer Hand ein glatter Ring glänzte, sie war also wohl verlobt und vielleicht deswegen nicht mehr so scheu wie ein ganz junges Mädchen. Der Reifen überzeugte ihn vollends, daß er die Syndacotochter Doia von Altanca vor sich hatte. Neben ihr saß beruhigt der Schnauzer.

In warmer Neugier versuchte sie halb italienisch, halb deutsch ein Gespräch mit ihm anzufangen, wie er denn in den Ritomsee und in die sonderbare Lage geraten sei.

Indessen war es Heinrich nicht ums Erzählen; vor Hunger und dem Aufenthalt im kalten Wasser des Sees waren seine Kräfte völlig erschöpft.

Er nannte bloß den Namen des Ingenieurs Fenner.

Da wandte sie ihm das Gesicht mit einem Leuchten zu: „Voglio bene a lui ed a sua moglie. E' stato con noi ad Altanca per tre o quattro mesi" [1]

Heinrich hatte das Gefühl, der Name Fenner baue wieder eine gute Brücke von ihm zu ihr, in seiner Schwäche entflogen ihm aber die Gedanken, bis an den einen, daß er fürchterlichen Hunger leide. „Um Gottes willen, Fräulein, Brot. — Nur ein wenig Brot."

Die Stimme war ihm am Versagen.

„Brot — pane", rief sie mit Gebärde des Erschreckens und schüttelte traurig den Kopf. „Madonna — ich haben kein Brot — ich und Bello alles Brot geessen; ma ho qui ancora alcuni fichi; aspetti due minuti." [2] Ein ermunternder Augenschlag begleitete ihr Wort.

Sie lief zu ihrem Korb, kam wieder, trat zu ihm heran und bot ihm mit zierlicher Hand von einer Schnur fünf oder sechs der halb eingetrockneten und platt gedrückten Früchte dar, eine nach der andern. Wohlgefällig sah sie zu, wie köstlich sie ihm mundeten; Heinrich aber kam sich vor wie der junge Rabe, den er in seinen Knabentagen großgefüttert hatte. Am liebsten hätte er seiner Wohltäterin die Finger geküßt; aber das ließ er, schon weil er ihr Zutrauen nicht verscherzen wollte.

„Niente piu", [3] versetzte sie mit lebhaftem Ausdruck des Bedauerns; er aber fühlte sich von der kleinen Labsal wunderbar

---

[1] Ich mag ihn und seine Frau wohl; sie hielten sich drei oder vier Monate in Altanca auf. — [2] Ich habe noch einige Feigen; warten Sie zwei Minuten. — [3] Nichts mehr.

erquickt; dankte ihr aus vollem Herzen und fand dafür sogar ein paar italienische Worte, die sichtlich ihre Freude erregten.

„Pover uomo",[1] stieß sie mitleidig hervor und fügte bei, er möge nun Geduld haben; sie werde ins Dorf hinuntersteigen und für ihn Brot und Milch holen. In zwei bis drei Stunden würde sie wieder kommen.

Sie sann dann einige Augenblicke angestrengt vor sich hin. „E i vostri abiti,[2] mussen aus See nehmen! — Meine Vater ist aber auf Markt in Bellinzona gangen — dove il mio fidanzato si trastulla, non so",[3] lächelte sie traurig.

Im nächsten Augenbick raffte sie sich zusammen. „A rivederci, Signor Lansidel. Ich komme gewiß wieder, tornerò presto",[4] und sie bot ihm zum Abschied trostreich die Hand.

„Signorina Doia", stammelte er dankbar.

Sie gab ihm einen mächtig überraschten Blick. Woher wußte der Fremdling ihren Namen?

„L'ingegnere Fenner m'ha parlato di voi, ma solo della vostra bellezza, non già della vostra bontà",[5] sagte er.

Sie errötete, lächelte, ging, nickte unter der Tür noch einmal ermunternd zurück und verschwand mit dem Schnauzer, der ruhig geworden war, sobald sich Heinrich ins Heu gelegt hatte.

Ihm war es, er sei durch das Mädchen gerettet wie der kleine Moses im Nil von der schönen Pharaonentochter. Stets noch wiederholen sich im Leben die Märchen! Das überdachte er mit seligem Staunen und mit der Ueberzeugung, daß sein Los nun in guten Händen liege.

Freilich war es auch die höchste Zeit gewesen, daß eine Wendung in seinem Schicksal eingetreten war; sonst hätte er in einem Elend zugrunde gehen müssen, von dem er vorher nichts geahnt hatte; das Heu stach ihn nämlich wie mit tausend Nadelstichen in den bloßen Leib und besonders schmerzhaft in die Schürfwunden.

Er hielt es auf seinem Lager nicht aus. Als er wußte, daß Doia außer Sehweite war, tappte er wieder auf den Stein am See hinunter. Dabei bemerkte er, daß sie den Tragkorb an die Hürde hingestellt hatte, um davon unbeschwert schneller gehen zu können. Das liebe, gütige Wesen! Wenn er an sie dachte, lag es wie ein Dankgebet auf seinen Lippen. Durch seine Seele zitterte die Abbitte gegen den Schöpfer, daß er das wunderbarste Geschenk hatte von sich werfen wollen, das urheilige Leben, und ihm war, seine selige Mutter sei ihm wieder nahe.

Und doch, wie dehnten sich die Stunden, bis Doia wieder kam. Sein Magen knurrte.

Endlich, endlich, dort fern am Ende des Sees tauchte sie auf — sie allein!

Nun wieder in das stachelige Heu! Hoffentlich nicht lange mehr. Auf dem Weg nach dem Gaden lief er zuerst zu ihrem Korb, nahm den neben den Blumen liegenden Goethe, drückte einen ehrfürchtigen Kuß auf das kleine Buch, das ihn bei seiner Retterin in Ansehen gebracht hatte, las einige Strophen, und die freudige Lebensbejahung seines Dichters hatte ihm noch nie in die Seele gesprochen wie in diesem Augenblick.

Neuntes Kapitel.

Lächelnd erschien Doia unter der Tür.

Sie trug ein besseres Kleid als am Morgen und statt des Tuches einen runden hellen Strohhut, von dem zwei Sammetbänder über den Nacken hinunterliefen. Auf der Schwelle stellte sie einen kleinern Tragkorb ab, als denjenigen, den sie am Morgen gebracht hatte, und wischte sich mit einem Tüchlein den Schweiß aus der Stirn. „Non potevo venir prima",[1] sagte sie einfach und nahm aus dem Korb mancherlei, namentlich ein von den Schuhen bis zum Hut vollständiges Kleid und legte es hin.

„Ist von mein fidanzato",[2] versetzte sie; „sein Mutter hat mir gegeben. Er nicht daheim — non è a casa, mir nicht helfen. Ich nicht zufrieden mit ihm. Er immer Fische fangen und Vögel schießen, sempre a caccia."[3]

So plauderte sie. Schatten der Trauer liefen über ihr bewegliches Gesicht; dann erzählte sie Heinrich, daß es sonst nicht ihre Arbeit sei, Heu vom Berg in das Dorf hinunterzutragen. Auch der Vater tue es nicht, da er nicht mehr leicht steigen könne. Nun habe sie schon vor vierzehn Tagen den Verlobten gebeten und vorgestern und gestern wieder, daß er das Heu heimschaffe. Er habe es aber nicht getan; er arbeite nicht gern. Um ihn zu beschämen, sei sie selber am Morgen mit dem Tragkorb heraufgestiegen, und so habe nicht der Verlobte, wie es eigentlich hätte sein sollen, sondern sie die Entdeckung gemacht, daß am See ein armer Mensch liege.

Etwas überraschend Natürliches und rührend Offenes lag in ihrer Sprache.

„Mehr besser so", fügte sie mit einem nachdenklichen Lächeln bei „Lei si vestirà[4] — ich Ihnen Essen hinstellen." Sie deutete ins Freie, gab ihm einen guten Blick, schritt hinaus, nahm den Korb zur Hand und zog hinter sich die Türe zu.

Nun war Heinrich im Begriff, sich, so gut es ging, wieder in einen Kulturmenschen umzuwandeln. Dabei hatte er Zeit, über das Gespräch Doias nachzudenken und war überzeugt, daß der Verlobte des Mädchens, Grimelli, an den ihn Ingenieur Fenner gewiesen hatte, kein anderer als der junge Mann mit der Ringellocke in der Stirn sei, der mit dem Netz, der Angelrute und der Flinte gestern auf dem Bergweg nach Altanca hinunter an ihm vorbeigegangen war. Warum aber Grimelli die Wünsche seiner Braut nicht aufmerksamer erfüllte, der schönen, liebenswürdigen Doia? — Da erinnerte er sich, daß Fenner mit dem Wirt auf dem Lukmanierhospiz von Zwistigkeiten gesprochen hatte, die wegen des Hotelbaues am See zwischen dem Vater Doias und Grimelli ausgebrochen seien. Hier mochte es stecken! —

Nun war er wieder ein Mensch! — Die Kleider Grimellis saßen ihm leidlich; bloß waren alle Stücke merkbar zu kurz, die Schuhe, die von städtischer Feinheit waren, überhaupt zu klein und eng, als daß er sie hätte anziehen können, das Kleid für seinen Geschmack zu grell, der rote Schlips namentlich; aber nun er der Nacktheit entronnen war, überkam ihn doch ein tiefes Glücksgefühl über die wiedergewonnene Würde.

Wie die Schuhe zu klein, war ihm allerdings der breite, weiche Hut zu groß, er hätte darin den gesamten Kopf verbergen können. Was ihn aber an dem Hut verwunderte, war neben einer Geschäftsmarke der Stadtname „Baden-Baden", der deutlich lesbar im Innern stand. Wie war dieses Stück wohl von dort hinauf in die Berge gekommen?

Wenn er jetzt einen Spiegel hätte!

Als er ins Freie trat, lachte Doia innig, klatschte in die Hände und rief mutwillig: „Signor Lansidel — mir gefallen gut!" Sie kniete neben einem kleinen Herd, den sie aus herumliegenden Steinplatten zusammengestellt hatte und wärmte einen stattlichen Topf Milch über dem Feuer, für das sie die Holzspäne mit aus dem Dorf heraufgebracht hatte. Nichts, was für die Wiederherstellung des Fremdlings notwendig war, hatte sie vergessen, und auf einer großen Steinplatte war ein geblümtes

[1] Armer Mann. — [2] Ihre Kleider. — [3] Wo sich mein Verlobter herumtreibt, weiß ich nicht. — [4] Auf Wiedersehen; ich komme gewiß wieder. — [5] Ingenieur Fenner hat von Ihrer Schönheit gesprochen, aber nicht von Ihrer Güte.

[1] Ich konnte nicht früher kommen. — [2] Verlobten. — [3] Immer auf der Jagd. — [4] Sie werden sich ankleiden.

Tischtuch ausgebreitet, auf dem Brot, Butter, gedörrtes Fleisch und eine Flasche Rotwein standen.

Bei diesem Anblick meldete sich Heinrichs Hunger mit unerhörter Wucht; der Mund wässerte ihn, daß es ihn schmerzte.

„Prima il latte",[1] mahnte das Mädchen, über deren Hantierungen ein jugendlich leuchtender Eifer lag.

Sie schüttete den Inhalt des Topfes in eine Tasse und bot sie ihm mit strahlenden Augen hin. „Jetzt trinken — ma piano, piano!"[2]

Dann setzten sie sich auf die Steinplatte, auf der die übrigen Vorräte standen. „Nich viel essen", beriet sie Heinrich, „mangera piu ad Altanca, meglio cosi!"[3] Und obwohl Heinrich selber wußte, daß man in einen ausgehungerten Magen nicht zu viel Speisen auf einmal bringen soll, war ihre mütterlich beschützende Art gegen ihn nicht überflüssig. So herrlich mundeten ihm Speise und Trank nach den langen Entbehrungen.

Der Hund Bello, der in der Nähe die Vögel aufjagte, bekam auch noch seinen hübschen Teil, und nun Landsiedel Kleider wie andere Menschen trug, faßte das Tier Zutrauen zu ihm, wurden sie Freunde.

Vor allem drängte es Heinrich, der sorgenden Schützerin seinen Dank in bewegten Worten auszurichten. „Angela — Engel — sollten Sie eigentlich heißen!"

„Ich heiße Doia Angela", erwiderte sie lebhaft. „In puesto paese molte ragazze si chiamano Angela — ma io sono l'unica Doia.[4] — Vater Namen aus Deutschland mitgebracht."

„Ihr Vater war in Deutschland?"

„Als Steinmetz viele, viele Jahre, und nur im Winter a casa."[5]

Fortsetzung folgt.

[1] Zuerst die Milch. — [2] Langsam. — [3] Sie werden in Altanca mehr essen; es ist besser so. — [4] In diesem Land nennen sich viele Mädchen Angela — ich aber bin die einzige Doia. — [5] Zu Haus.

Vom Rechnen und Lieben.

Von Alfred Huggenberger.*)

Peter Waßmann sitzt im matten Licht der Hängelampe in der guten Stube des Schürhofes zu Gugelhut. In seiner Haltung und in seinem Wesen liegt die achtende Bescheidenheit ausgedrückt, die der Unbegüterte dem sichern Wohlstand schuldig zu sein glaubt; aber im Grunde der Augen blüht verstohlen ein Schimmer von Siegeszuversicht.

Nur verstohlen. Denn das Mädchen, das mit einer Häkelarbeit am andern Ende des Tisches sitzt, darf nicht wissen, wie es in ihm aussieht. Nicht ahnen darf sie, wie sein Herz schon über das bei ihr Erreichte frohlockt.

Einmal hat sie nicht rundweg nein gesagt, wie seine Mutter ihm, scheinbar ohne alle Hoffnung, schon mehrmals glaubte prophezeien zu müssen. „Die wird dann schon auf so einen Kleinbauern warten, dessen Vater noch vor wenig Jahren Pächter gewesen ist!" hat sie ihm immer wieder vorgeredet. „Bis du dich dreifach und vierfach besonnen, hat die schon lang einen Reichern am Bändel. Die Schönste zu sein, das hat die weiß Gott gar nicht notwendig, wo doch jedes Kind in Siebenacker weiß, wieviel der Schürhofer Wenk hinterlassen hat und daß nur ihrer Zwei zum Teilen sind. Dazu eine Waise. Bares Geld."

Peter hat ja ganz genau gewußt, daß ihn die Mutter mit ihren Reden nur aufstacheln und watz (gelüstig) machen wollte; und doch wäre ihm der verdeckte Zuspruch heut beinahe zum Verhängnis geworden. Als bescheidener Knirps hat sich dem Freiersmann auf dem Wege nach Gugelhut hinauf der Kleinmut rittlings auf den Nacken gesetzt und ist mit der Weile zu einem dicken, schweren Kerl geworden, dessen Last Peter unter Keuchen und Seufzen trug. Eine gute halbe Stunde lang hat er im Baumgarten des Schürhofes trotz der herbstlichen Kühle hinter einem Stamm gestanden. Er hätte es nicht sehr bedauert, wenn die hellen Stubenfenster drüben plötzlich dunkel und tot geworden wären. Denn für's erste ist das Schöntun vor Mädchen nicht seine starke Seite; und wie sollte er's denn erst da zuweg bringen, wo es ihm ja um etwas ganz anderes zu tun war?

Ja — wenn er die Lydia Gerteis von Ennetholz in der Schürhofstube gewußt hätte, mit der er vor acht Tagen im Hirschen in Lintbreiten getanzt, und die mit ihrem schwarzen Kraushaar und den schlimmen Kirschenaugen ein bißchen Hexerei an ihm getrieben! . . . Aber eben der Gedanke an Lydia hat schließlich den Ausschlag bei ihm gegeben. „Nein. Die soll mich nicht erwischen!" ist es ihm fast überlaut entschlüpft. Er hat sich derb in beide Ohren gezwickt und ist hineingegangen.

Und nun ist ja alles vorbei. Peter Waßmann hätte lächeln mögen, er muß sich Gewalt antun. So aufrichtig und eben hat er der Elise Wenk alles darlegen können, nachdem einmal die ersten mühseligen Worte heraus waren. Wahrhaftig, er hat sich selber über seine Beredsamkeit wundern müssen. Ein Glück, daß du nicht wie ein Aff' in sie verschossen bist, hat er heimlich bei sich gedacht, es wäre dir dann niemals dermaßen gelungen.

Nur die Bedingung — ja, eine Bedingung hat sie halt gemacht. Nun, sie hat ihm doch nicht gleich um den Hals fallen können: „Nimm mich, ich habe Tag und Nacht mit Schmerzen nach dir ausgeschaut!" Sie mußte sich vielmehr gelassen stellen, damit der Liebhaber an ihrer Sicherheit umsomehr erwarme. Das Hindernis hat sie ganz sicher nur geschaffen, um ihn ein wenig auf die Probe zu stellen.

Denn mit der Bedingung hat sie ja eigentlich an das Ja ein Nein gehängt; sie weiß genau, daß er diese nicht annehmen kann. Den Viehhandel aufstecken — für immer! Nein, das wäre ja, wie wenn man seinem jungen Leben den Gipfel abbrechen, wie wenn man ihm die Türe zu tausend angenehmen Möglichkeiten, das schmale Pförtchen zu Profit und selbsterhaschtem Wohlstand zumauern wollte!

Was nützte ihm dann der scharfe Blick, das Erbteil von seinem Großvater? Wozu hätte er sich Kniff' und Ränke gemerkt? Das schmale Geldlein in seiner Hand ist langsam aber stetig gewachsen, und das hat seiner Seele je und je einen Ruck gegeben. Soll denn aus dem Schnecken nicht ein Gaul werden können? Ist er nicht eben deshalb heute nach Gugelhut hinaufgekommen? Ein blankes Stück Geld in der Hand — was ließe sich da aus der Zukunft machen! — Und meint er es denn unredlich mit ihr? O nein, was ihm gelingt, gelingt ihm ja auch für sie. Wie kann sie ihm jetzt so unklug die Hände binden wollen!

Peter Waßmann rückt auf der breiten Wandbank unauffällig etwas nach der Tischecke hin, um an der Lampe vorbei nach seiner stillen Stubengenossin hinübersehen zu können. Elise bemerkt das wohl; sie tut aber nicht dergleichen, sondern bleibt mit den Augen gelassen bei der Arbeit. Da legt er sich Worte zurecht und bringt sie wieder wie vorhin bedächtig und nüchtern vor.

„Ist es dir denn ernst mit dem, was du gesagt hast? Du weißt doch, daß ich die paar Halbtage wohl erübrigen kann. Ja, wenn zum Lärchenboden mehr Land wäre. Und zukaufen läßt sich nichts, es wäre denn, daß dein Bruder Arnold mir die Mooswiesen gäbe."

Er besinnt sich einen Augenblick, dann fügt er zögernd hinzu: „Auch das darf man wohl sagen: Dein Vater ist doch mit dem Handeln auch nicht schlecht gefahren."

Sie legt ihre Arbeit in das zierliche Körbchen, das neben ihr auf dem Tische steht und sieht eine Weile nachdenklich vor sich hin. „Es fragt sich jetzt halt nur", sagt sie endlich, etwas gedrückt aber geradeaus, „es fragt sich jetzt halt nur, ob du mich magst oder nicht."

Fortsetzung auf Seite 960.

*) Aus dem Roman „Die Frauen von Siebenacker".